

Transformationen von Sinn- und Identitätskonstruktionen. Oder: Gelungenes Misslingen

Dana Giesecke

In jedem Curriculum Vitae wird der erfolgreiche berufliche Werdegang mit all den bestandenen Abschlüssen und Karrierestufen wiedergegeben, und so reiht sich auch in meinem eine Statuspassage logisch und nachvollziehbar an die nächste. ↪ Was dort jedoch nicht dargestellt wird und was ich zum Teil selbst verdecke und verschweige ist, dass vieles nicht oder anders geplant war, dass einiges abgebrochen wurde und dass auch mal etwas endgültig scheiterte. So wollte ich eigentlich Primaballerina werden, zwischenzeitlich Kriminalinspektorin und 1989 natürlich Revolutionärin, um die DDR in einen freiheitlichen und autonomen Staat zu verwandeln. Alles geplatzte Seifenblasen, in sich zusammengefallene Luftschlösser. Last, but not least wollte ich Mutter von mindestens vier Kindern werden – Fehlanzeige. All das bleibt natürlich unerwähnt; dass ich später ein BWL-Studium anfing und schleunigst wieder abbrach, kehre ich peinlich berührt unter den Teppich.

↪ Stefan Wolf: »Du musst dein Leben ändern!«
(Sloterdijk zitiert Reiner Maria Rilke,
Soboczynski 2009) Die Gedichtzeile bringt unser tägliches Bemühen um Selbstoptimierung auf den Punkt. Inzwischen sind wir in allen Lebenslagen ›im Training‹, um anders und besser zu werden. Das hat Auswirkungen auf unsere Selbstbeschreibungen, auf die Art und Weise, wie wir von uns erzählen.

Was ich auf den folgenden Seiten vorhave, ist genauso ein No-Go. Niemand stellt öffentlich eine wissenschaftliche Arbeit vor, die niemals zu Ende gebracht wurde. Eine Arbeit, die verschüttet wurde auf der Landkarte von Academia, auf der das Scheitern allerdings immer möglich ist. In diesem Territorium gibt es das Dreieck der höheren Mächte, das Eismeer der Arroganz, das Kap der verlorenen Hoffnung, dicht gelegen neben dem Schuld-Massiv. Im Fall des Scheiterns meiner wissenschaftlichen Arbeit, von der ich gleich berichten werde, geriet ich wohl in den Strudel der Überforderung. Paradoixerweise hängt dieses Misslingen mit dem Gelingen meiner Arbeit bei der Stiftung FUTURZWEI zusammen.



[1] Keine Hilfe durch eine Navigations-App: Die Landkarte des Scheiterns

Seit nunmehr fünf Jahren bin ich für die Stiftung FUTURZWEI tätig. Diese hat es sich zur Aufgabe gemacht, positive Geschichten einer ökosozialen Transformation zu erzählen. Positiv heißt, dass alle Geschichten gelungen sind. Zumindest werden sie so erzählt. Auch hier wird manchmal etwas weg-gelassen, retuschiert, sozialutopisch ausgemalt, denn das Scheitern an sich ist nicht motivierend. Scheitern macht schlechte, keine gute Laune. Es ist eben nicht angenehm zu lesen, dass aktive und engagierte Menschen beispielsweise nicht genügend Unterstützer*innen fanden, dass Projekte vorzeitig ausliefen oder dass es interne Zwistigkeiten gab.

Doch: Auch wenn das Scheitern in diesen »Geschichten des Gelingens« absichtsvoll nicht erzählt wird, heißt es nicht, dass es nicht passiert. Wenn man sich mit Transformationsprozessen in unsichere Zukünfte beschäftigt, weiß man: Das Scheitern, das Abbrechen oder Unterbrechen gehört dazu, denn auch das Nicht-Gelingen generiert Transformationswissen. Beobachter*innen und Expert*innen sprechen ja auch über »Experimentierräume« oder »Reallabore«, weil an diesen Orten neue, andere Praktiken des Produzierens und Konsumierens, des Zusammenlebens und Andersorganisiertseins ausprobiert werden. Ausloten, experimentieren, laborieren – all das sind Tätigkeiten, die ergebnisoffen sind, also auch ein Scheitern beinhalten können.

Meine begonnene, aber unvollendete wissenschaftliche Arbeit Moderne Konvertiten. Transformation von Sinn- und Identitätskonstruktionen hat mit diesen FUTURZWEI-Geschichten zu tun. In diesen Geschichten kommen Protagonist*innen vor, die von heute auf morgen ihr Leben änderten, die plötzlich aufhörten, das zu tun, was sie bis dahin tagein, tagaus getan hatten. Ihr neues Leben wurde zur Gegenbehauptung ihres vorherigen, indem sie sich für Mitmenschen einsetzten, ihr Vermögen spendeten oder sich gesellschaftlich engagierten. Meistens geschah dieser innere und äußere Wandel ziemlich schlagartig und abrupt.

Mich erinnerte das an alte, meist religiöse Konversionserzählungen. Üblicherweise vollziehen sich in biografischen Prozessen die Veränderungen

eher langsam: Es ragt eine Lebensphase in eine andere hinein, oder die Lebensphasen gehen sanft ineinander über. Mich aber interessierten abrupte biografische Brüche. Handelte es sich tatsächlich um gestern noch blinde Saulusse, die morgen zu sehenden Paulussen werden? Ich wollte wissen, ob es plötzliche Erweckungserlebnisse gab, die diese Menschen bewogen hatten, ihr Leben zu ändern. Mich interessierte, wie das Misslingen zum Gelingen gemacht und für sich und andere uminterpretiert wird. So suchte ich mir einerseits Personen, die am Ende ihres Lebens standen und wohlhabend waren; andererseits aber auch Personen, deren Karrieren wir in unserem gegenwärtigen Wertesystem als nicht extrem erfolgreich bezeichnen würden, sondern eher als ziemlich durchschnittlich.

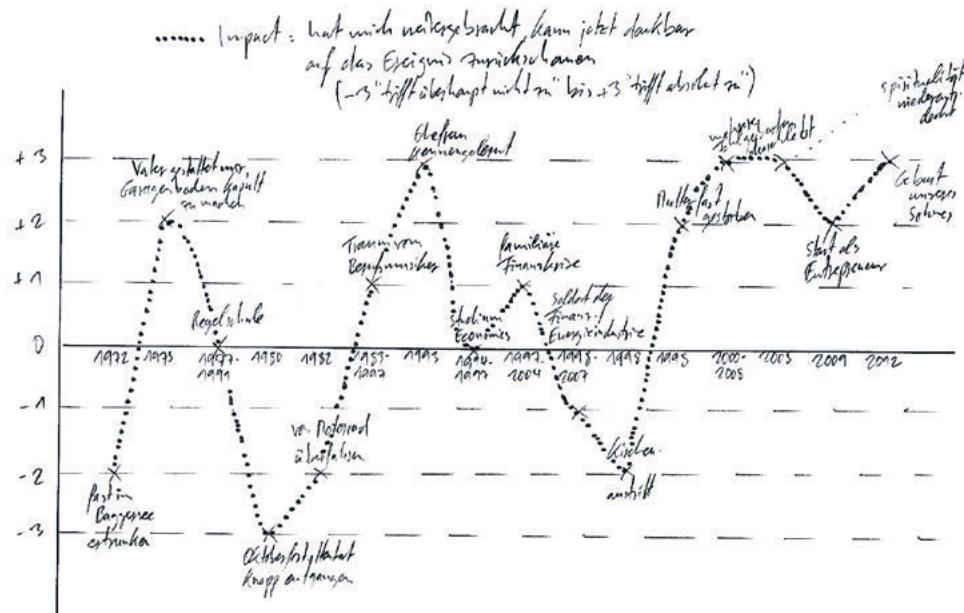
Die Interviews mit den betreffenden Personen dauerten meist stundenlang. Wir gingen dabei spazieren, kochten oder aßen gemeinsam. Mir war wichtig, dass ich auf jeden Fall mehr als die eingeübte, zigmals wiederholte Lebens-story zu hören bekam. Ich wollte Details, Nebensächlichkeiten, Reaktionen und andere Perspektiven erfahren. Diese Tiefeninterviews ergänzte ich mit anderen Methoden, zum Beispiel mit der moralischen Landkarte.

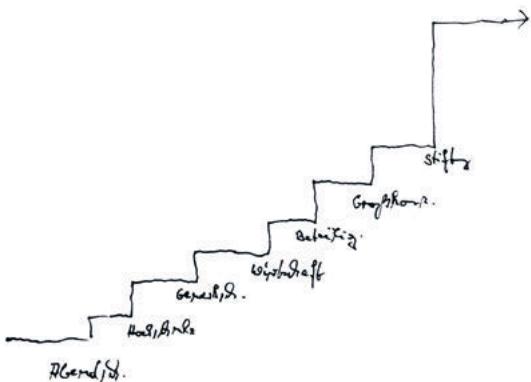


2 Die Unterscheidung von Gut und Böse:
die moralische Landkarte
(inspiriert von Hartmut Rosa)

Aus dieser Karte entwickelte ich ein Aufstellungsspiel, das bestimmte Aspekte zwischen dem Ich und meiner Welt visualisieren sollte. Die interviewten Personen formten sich dabei selbst aus Knetmasse und stellten ihr Ich auf das Spielfeld. Um diese Figur herum sollten sie für ihr Leben wesentliche Werte, Institutionen und Personen platzieren. Während sie das taten, interviewte ich weiter, bohrte nach und stellte immer wieder die Fragen »War das schon immer so?« und »Hat sich an dieser Einstellung im Laufe Ihres Lebens etwas verändert?«. Mit dieser Methode konnte ich das Vorher und das Nachher innerhalb der persönlichen Transformation gegenüberstellen. Diese neue Fokussierung sollte die sonst eher lineare Erzählung der eigenen Lebensgeschichte auf bestimmte Werte- und Weltanschauungsveränderungen verdichten.

3a Himmelsstürmende und gebrochene Bahnen (Lifeline-Methode inspiriert von Lesley Bleakney und Harald Welzer)





Als nächstes ließ ich meine Interviewpartner*innen eine eigene Lifeline zeichnen. Wie man an den beiden ausgewählten Lifelines sehen kann, lässt sich nicht immer von einem starken Bruch sprechen. Für die eine Person ist es ein ständiges Auf und Ab, die andere führte die Klee'sche Leiter weiter. Das große Erweckungsereignis war überraschenderweise nirgends zu erkennen. Mit diesen Methoden führte ich einige Interviews und kam zu ein paar Zwischenergebnissen (obwohl ich nochmals auf den Charakter der Vorläufigkeit verweise, was die Untersuchungen betrifft):

1. Wann ändern Menschen ihr Leben? Meistens dann, wenn sie Sinnkrisen durchlaufen, wenn Krankheiten auftreten oder andere wichtige, äußere Ereignisse. In zwei Fällen hatten sogar ein Film oder ein Buch die Kraft, den Anlass für einen Cut im Leben zu bilden. Ältere Menschen ändern ihr Leben, wenn sie genug ökonomisches Kapital angehäuft haben, wenn es keine Rolle mehr spielt, ob sie 200 oder 300 Millionen Euro besitzen. Diese Menschen können sich einfach nichts mehr kaufen, was sie nicht schon haben, und so streben sie häufig nach symbolischem Mehrwert: Anerkennung, Ruhm und Ehre zum Beispiel. Oft fließt so ein Teil ihres ökonomischen Kapitals in Stiftungen und verwandelt sich dort in symbolisches Kapital. Oder sie ändern ihr Leben, wenn sie an dessen Ende stehen. Sie

schauen dann häufiger in den Rückspiegel und stellen sich die Frage im Futur II: »Wer möchte ich gewesen sein?«

2. Mich interessierte nicht nur das »Warum?«, sondern auch die Erzählform. Wie teilen diese Menschen ihre eigene Geschichte mit, und wie verpacken sie krasse und abrupte Veränderungen in ein plausibles Narrativ? Dabei wurde schnell deutlich, dass die meisten von ihnen es trainiert hatten, ihre Geschichte für andere nachvollziehbar zu erzählen.[↳] Man könnte sogar sagen, dass es sich um moralisierende Lebensgeschichten handelt: »Ich bin jetzt Vorbild. Denn auch du kannst dein Leben ändern!« Ein eigentlich negativ besetzter Karriereabbruch kann in Zeiten notwendiger gesellschaftlicher Transformation positiv umgedeutet werden.

Was können uns solche Mikro-Transformationen zeigen, wenn es darum gehen soll, Welt zu entwerfen und zu gestalten? Das Erste, was ich den Weltentwerfer*innen und Transformationsforscher*innen mit auf den Weg geben möchte, ist, dass für eine große Transformation ganz viele biografische Mikro-Transformationen notwendig sind, die ihre Aufmerksamkeit verdienen. Es gibt vorerst kein neues Personal, das alte muss sein Leben auf neue Gleise stellen, sich neu entwerfen und wieder Sinn finden. Das kann gelingen oder scheitern. Das Zweite ist, auch reduktiv und disruptiv zu denken – ein Anhalten oder Innehalten, ein Aufhören oder mal ein Liegenlassen, ein kurzes In-den-Himmel-Gucken oder ein Durchrütteln der Figuren und Verhältnisse einzubeziehen. Auch das sind Handlungsstrategien der Zukunft, die mitgedacht und mitentworfen werden können.

↳ Wir prüfen die eigenen Selbstbeschreibungen auf Wirksamkeit. Das Bild, das wir erzeugen, soll nicht nur uns, sondern auch andere überzeugen. Es ist aber ein schmaler Grat zwischen Eigen- und Fremdwahrnehmung, ehrlichem Selbstbewusstsein und unreflektierter Hybris. Die Kultur der Selfies (*Selfiritis*) ist dafür nur ein Beispiel. Wir zeigen uns vorteilhaft, setzen uns immer und überall ins rechte Licht und damit immer mehr unter Druck. Was passiert, wenn die Transformation des Selbst nicht gelingt oder zu Veränderungen führt, die wir nicht beabsichtigt haben? »Schöner Scheitern« war Leitspruch einer 68er-Generation, die mit großem Idealismus den Marsch durch

die Institutionen antrat, um radikal gesellschaftlichen Wandel zu provozieren. Jetzt hat das System gesiegt. Wir wollen nur noch uns, aber nicht mehr die Verhältnisse ändern. Damit kehrt sich die Frage »Wie wollen wir leben?« nach innen und sorgt für Anspannung, mit der wir lernen müssen umzugehen. Mit den richtigen Motiven an der Gesellschaft zu scheitern, kann ehrenhaft sein. An sich selbst zu scheitern, ist es selten. Was macht es mit uns, wenn wir einsehen, dass die eigenen Transformationsideen im Konjunktiv bleiben oder eine gut gemeinte Absichtserklärung auf die nächste folgt? In der *Heuristik des Selbst* (Foucault 2009) ist nämlich eine Paradoxie

unvermeidlich: Wann haben wir uns genug verändert beziehungsweise sind wir bei uns selbst angekommen? Schon in der Frage wird deutlich, dass wir *auf dem Weg zu uns* ohne Antwort bleiben - gleich Schwimmenden im Wasser, die die Welle, die sie auslösen, nie einholen. Ratlos suchen wir Trost und üben uns - voll guter Absichten - in den ständigen Wandel ein. *Intransitives Tun* (Barthes) kennt auch das Transformationsdesign. Es gibt schöpferische Prozesse, die bleiben auf sich selbst bezogen: *Verworfene Entwürfe* könnte eine Metapher sein, um sinnvoll vom eigenen Leben zu sprechen. Gleich einer guten Idee, die aufgegeben wurde, steckt noch ein

Gedanke in ihr, der es wert ist weiter verfolgt und mitgenommen zu werden. Jeder Bruch, jedes Zurückgehen, aber auch jeder Umgang ist Teil des Entwurfs, weil er - ohne diese Schritte - nicht so geworden wäre, wie er jetzt ist. Auch etwas bewusst zu *verlernen* (Knott 2011), kann hoch produktiv sein. Diese Haltung schützt nicht vor den Paradoxien eines sich selbst konstituierenden Ichs, aber sie öffnet den Blick auf ein anderes Gelingen, in dem wir zwar auch scheitern, aber - ironisch gelassen - lernen, immer besser zu scheitern (Beckett 2002) - oder wie Christa Wolf sagt: »Nur unbegabte Menschen bringen alles zu Ende ...«(Wolf 2007).